

Leseprobe Lkw-Unfall in Peru

(...)

Ein paar Tage später kommen wir zu einer ernüchternden, wie belustigenden Erkenntnis: Peters Traum einer 5000er-Besteigung hätten wir deutlich leichter verwirklichen können. Wir sind bei den sogenannten Rainbow Mountains südlich von Cusco angekommen. Hier reiht sich 5000er an 5000er – die meisten vergleichsweise einfach zugänglich.

Zwar ziehen sich auch beim heutigen Aufstieg die letzten Kilometer bei begrenzter Sauerstoffzufuhr, aber zu den Strapazen über Schnee und Eis beim Mateo Gletscher ist die Aktion hier ein Kindergeburtstag. Bunt wie ein Kindergeburtstag sind auch die Regenbogenberge selbst. Leider spielt das Wetter nicht richtig mit. Wir sind zu spät dran, denn wie so oft zu dieser Uhrzeit ziehen auch heute Nachmittag Wolken auf. Irgendwann kommt auch noch Hagel dazu. Das lässt die Berge dann doch wieder etwas weniger bunt erscheinen. Überoptimistisch, dass sich das Wetter wieder bessern könnte, harren wir dennoch aus, bis wir irgendwann die letzten zwei Menschenseelen am Gipfel sind und einsehen müssen, dass hier und heute nichts mehr aufklaren wird. Aber die Enttäuschung ist verkraftbar, denn neben den offiziellen Rainbow Mountains gibt es noch die „alternativen Rainbow Mountains“. Und die sind soeben auch Peters und meine Alternative für den morgigen Tag geworden. Damit wir auch sicher früh genug vor Aufziehen der Wolkendecke da sind, machen wir uns direkt auf den Weg dorthin.

„Eigentlich ganz idyllisch und auch noch windstill“, befindet Peter unseren Wildcamping-Spot für die kommende Nacht. Wir stehen einsam und abgelegen abseits der Straße an einem Fluss. Um diese Uhrzeit ist kaum noch jemand zu erwarten, denn die bucklige Piste führt lediglich in ein kleines Bergdorf und zu den Rainbow Mountains, die wir morgen früh ansteuern wollen. Ein ruhiger Ort für die Nacht. Auf halber Strecke zum Ziel und mit 3.600 Metern nicht so hoch gelegen, dass wir mangels Sauerstoff nicht schlafen könnten, aber bereits weit genug oben, damit wir morgen früh genug da sein werden, bevor das Wetter wieder zuzieht.

Doch die Idylle nimmt ein jähes Ende. Nach einer ruhigen Nacht wache ich morgens durch Stimmengeräusche auf. Es ist bereits hell, aber Peter schläft noch. Komisch, sonst ist er doch immer so früh wach?! Da er eigentlich mich wecken wollte, wenn wir los müssen, schließe ich die Augen wieder. Nur keine Minute Schlaf vergeuden.

Aber was ist das für ein Trubel da draußen? Ich mache die Augen wieder auf und schaue aus dem Fenster. Was ist da los? Überall sehe ich Menschen, Kisten, Zeug. Es herrscht Gewusel. Parken wir etwa genau dort, wo die Tour-Busse halten und Einheimische ihnen Snacks und Souvenirs verkaufen? Stehen wir mitten im Verkaufsgetümmel? Egal, ich will weiter schlafen und bisher hat sich niemand beschwert. Also ziehe ich meine Schlafmaske wieder tief ins Gesicht. Doch irgendwas war komisch. Irgendwas beim Blick aus dem Fenster hat mich irritiert. Aber was? Schlaftrunken schaue ich doch noch einmal hinaus. Der Informationsaustausch zwischen meinen Augen und meinem Gehirn funktioniert im Halbschlaf noch etwas langsam, aber schließlich setzen sich die Puzzlestücke zusammen und mir wird klar, was ich da sehe. Das Bild ist surreal und absurd. Das da draußen ist kein Verkaufsstand.

„Peter, schnell! Wach auf! Neben uns ist ein Unfall passiert!“, rüttelte ich ihn wach. Ein Lkw liegt nur wenige Meter entfernt auf der Seite. Rundherum liegt seine Ladung auf dem Boden verteilt: Möbel, Lebensmittel, Getränke und – wie in ländlichen Regionen Perus üblich – menschliche Fracht. Für einige Momente starren Peter und ich nur ungläubig aus dem Fenster. Noch zu frisch aus dem Schlaf gerissen, um die Situation zu begreifen. „Wir müssen aussteigen und helfen!“, komme ich irgendwann zur Besinnung. In Windeseile klettern wir aus dem Bett und laufen zur Unfallstelle rüber. Etwa 20 indigene Peruaner stehen, sitzen und liegen vor dem Lkw. „Tiene dolores?“, habt ihr Schmerzen, sprechen wir die Leute an. Manche ja, andere nein. Zumindest erblicken wir keine Schwerverletzten. Viele weinen, alle stehen sichtlich unter Schock.

Aus dem Fahrzeug steigt Rauch empor. „Ist noch jemand im Wagen?“, fragt Peter in die Runde. „Ja“, lautet die schlichte Antwort. Die Leute scheinen zu geschockt um die daraus logische Konsequenz zu ziehen. Niemand tut etwas. Sie starren einfach weiter auf das verunglückte Fahrzeug. Peter klettert in den Laderaum hinein. Im Inneren herrscht Chaos. Möbel, Kisten und Säcke liegen verstreut herum. Wir befürchten das Schlimmste. Zwei der Umstehenden helfen Peter schließlich, eine ältere Dame aus dem Wrack zu ziehen. Sie war eingeklemmt und blutet am Auge. Auch sonst ist sie in schlechter Verfassung. Ein paar Frauen eilen mit wärmenden Decken zur Hilfe. „Mami! Mami!“, hört man währenddessen aus dem Truck heraus. Es ist der Sohn der Dame. Auch er wird geborgen. Die kommenden Stunden ist er untröstlich und ruft immer wieder verzweifelt nach seiner Mami. Mit Anfang 20 ist er normalerweise wohl etwas zu alt dafür, doch im Moment ist alles anders. Er ist sichtlich überfordert mit der Situation.

So wie auch die Eltern der beiden Kinder, die lautstark weinen, ohne dass jemand sich um sie kümmert. Ich spreche sie an und versuche vorsichtig, sie zu trösten. Beide sind unverletzt, aber das Ganze ist zu viel zu sie. Sofort fällt das ältere Mädchen mir in die Arme und vergräbt ihr Gesicht tief in meinen Pullover. Ich versuche sie und ihr kleines Geschwisterkind, das gerade mal laufen kann, zu beruhigen. In der Zwischenzeit konnte eine weitere Person aus dem Lastwagen geborgen werden. Für eine Millisekunde erschrecke ich fürchterlich, als ich die Frau sehe, die Peter soeben befreit hat. Mit ihrem kreidebleichen Gesicht wirkt sie mehr tot als lebendig. Doch eine Schrecksekunde später wird mir klar, dass genau dieses weiße Gesicht Erklärung dafür ist, dass sie – obwohl sie im Lkw festklemmte – auf wundersame Weise unverletzt ist. Sie ist beim Sturz auf einem Mehlsack gelandet. Oder er auf ihr. Oder beides. Egal.

Alle Insassen des verunglückten Lastwagens sind nun befreit. Mit den beiden Kleinen auf dem Arm und an der Hand laufe ich umher und versuche den Verletzungsgrad der Einzelnen auszumachen. Neben der älteren Dame fällt mir vor allem eine junge Frau auf, die auf einem Stein sitzt und bitterlich weint. Irgendetwas muss ihr beim Aufprall in den Rücken gestoßen worden sein. Von den beiden und einem humpelnden Mann abgesehen, scheint niemand sonst ernsthaft verletzt zu sein. Selbst die verunglückte Ladung könnte schlimmer aussehen. Wenn man bedenkt, dass alle umringt von ungesicherter Fracht, ohne Anschnallgurt irgendwo auf oder im Lastwagen saßen, grenzt das fast an ein Wunder. Doch was nun? Die Leute stehen weiter planlos herum und auch die Kinder können sich einfach nicht beruhigen. Immer noch in Tränen, fängt das ältere Mädchen an, zerbrochene Eier einzusammeln, die verstreut auf der Wiese herumliegen. Es ist ein herzzerreißender Anblick. Ich frage mich in dem Moment, wie schlimm der materielle Schaden für die Betroffenen wirklich ist. Wie wirtschaftlich schlimm sind zerbrochene Eier und aufgeplatzte Mehlsäcke für die Indigenen hier in den Bergdörfern? Wird der Schaden durch irgendeine Versicherung ersetzt? Und wer ist eigentlich der verantwortliche Fahrer?

Nach und nach scheinen sich die Unfallopfer vom ersten Schock zu erholen. Doch was nun? Wir brauchen Hilfe. Allerdings gibt es hier oben in den Bergen keinen Handy-Empfang und in unserem umgebauten Camper ist maximal Platz für eine verletzte Person als Beifahrer. Während Peter und ich noch überlegen, wie schnell wir unser Auto kurzfristig zurückbauen und ausräumen können, damit alle Verletzten reinpassen, kommt ein Motorradfahrer um die Kurve. Sofort wird er zurückgeschickt, um Hilfe zu organisieren. Nur wenige Minuten später kommt aus gleicher Richtung ein Truck – ebenfalls voller Waren und Menschen auf der

Ladefläche. Der verunglückte Lkw ist nicht zu übersehen und so eilen die Neuankömmlinge umgehend herbei. Doch so richtig kann niemand helfen.

Wir werden gebeten, unser Auto so um zu parken, dass der neue Lkw zwischen uns und den Büschen auf der Wiese hindurchkommt um das Wrack einfacher überholen zu können. „War das gestern schon?“, fragt Peter mich irritiert, als er gerade ins Auto steigen will und deutet auf unseren rechten Hinterreifen. Der Reifen ist platt. Wann ist das passiert? Dennoch rollen wir erstmal ein paar Meter nach hinten, um Platz zu machen. Als die Reifen in neuer Position zum Stehen kommen, wird der Übeltäter schnell ersichtlich: ein Nagel. Ausgerechnet hier und jetzt!

Währenddessen rangiert der zweite Lkw an uns vorbei und stellt sich vor den ersten. Doch anstatt die Verletzten einzuladen, wird nun in erster Linie Ladung umverteilt. Irgendwann steigen die meisten der gestrandeten Unfallopfer oben auf und der neue Lastwagen macht sich mit zusätzlicher Fracht und neuen Passagieren wieder auf den Weg bergauf. Die beiden Kinder und ihre Eltern sind ebenfalls dabei. Die Verletzten hingegen bleiben zurück. Ich interpretiere das als Zeichen, dass ein Krankenwagen auf dem Weg hierher sein muss. Oder warum sonst hätte man nicht zuerst die Verletzten nach unten gebracht?

Doch auch eine halbe Stunde später ist weder ein Arzt, noch ein Sanitäter in Sicht. Ein weiterer Truck und mehrere Motorräder haben uns mittlerweile passiert und unser einstig idyllischer Campingplatz ist zur Umleitung für die blockierte Straße geworden. Statt sattgrüner Wiese sieht man nur noch Reifenspuren auf braunem, matschigem Grund.

Die junge Frau mit der Rückenverletzung hat noch immer starke Schmerzen. Während Peter durch die Gegend läuft und Verbandszeug verteilt, krame ich nach Schmerztabletten. Ich weiß, normalerweise soll man als Ersthelfer keine Medikamente verabreichen, denn selbst Schmerzmittel können die Arbeit des Notarztes stark behindern. Doch hier und heute glaube ich inzwischen nicht mehr daran, dass in wenigen Minuten ein Notarzt zur Stelle sein wird. Wir bringen ihr Wasser und geben ihr genug Tabletten für die kommenden Tage mit. Sie weint immer noch. Kommt hier wirklich noch ein Arzt? Oder sollten wir sie doch lieber selbst nach unten fahren? Genau das werden wir nun auch von den umstehenden Leuten gefragt und so fangen Peter und ich an, unser Gepäck nun doch wieder aus dem Auto zu räumen, um Platz für die Verletzten zu schaffen. Im Kofferraum findet sich zudem ein Kompressor, um das Problem mit dem platten Reifen zu vertagen.

Doch plötzlich kommt tatsächlich noch ein anderes Auto laut hupend um die Ecke. Kein Krankenwagen, aber immerhin ein Pkw mit Platz für vier Personen. Die Frau mit den Rückenschmerzen und ihre Freundin steigen ein. Die ältere Dame einzuladen, gestaltet sich als

aufwendiger. Sie ist zu schwach um aufzustehen und muss auf den wenigen Metern bis zum Auto von allen Seiten gestützt werden. Der Humpelnde ergattert den letzten Platz und endlich geht es für sie alle in Richtung Krankenhaus. Das hoffe ich zumindest. Keine Ahnung, wie es hier um Ärzte und Geld für Behandlungen steht. Wie es für die Verletzten weitergeht, werden wir wohl nie erfahren. Nur eines ist sicher: Niemand will gerne einen Verkehrsunfall haben – aber erst Recht nicht in den Bergen Perus.

Irgendwann scheint das Wichtigste getan. Die Verletzten sind auf dem Weg nach unten, alle übrigen Unfallopfer fahren mit nachkommenden Lkws nach oben. Peter und ich setzen uns hinter das Auto um kurz zu frühstücken. Wir sind inzwischen seit zwei Stunden auf den Beinen und es ist gerade einmal 7 Uhr durch. Es stehen immer noch einige Leute rund um den Lkw und die übrige Ladung, doch inzwischen handelt es sich eher um Schaulustige aus dem Nachbardorf. „Möchte jemand von euch gleich mit uns nach oben fahren?“, biete ich an. Eine Frau willigt ein. Während Peter und ich das Auto erneut umpacken und überlegen, wie wir mich zusammen mit dem Gepäck hinten aufs Bett verfrachten, damit die Frau auf den Beifahrersitz kann, kommt ein Minibus angefahren. Auch er nimmt die Umleitung über unseren ehemaligen Schlafplatz. Schnell laufe ich hinterher und halte ihn an. Es sitzt genau ein Tourist hinten drin. „Entschuldigung. Kann die Dame da vorne bei euch mitfahren? Es gab einen Unfall und wir haben nur ein kleines Auto“, stammele ich auf Spanisch. Der Fahrer und der Guide wirken verunsichert, willigen aber schließlich ein. Gleich mehrere Leute und ein Teil der verunglückten Fracht kommen kurzerhand im Tour-Bus unter. Peter und ich sind erleichtert. Auf der unbefestigten Schotterpiste im Kofferraum liegend durch die Serpentina, wäre mein Frühstück definitiv wieder zum Vorschein gekommen.

Auch wir packen wenigstens noch einen großen Sack Mehl und Getränke bei uns rein und liefern diese wie versprochen oben im Bergdorf ab. Auf der Fahrt haben wir natürlich nur ein Gesprächsthema: Wie konnte das passieren? „Es war eine gerade Strecke, keine Kurve, keine Schräglage der Straße, kein Gegenverkehr und auch wir selbst standen mehrere Meter abseits der Straße, waren also kein Verkehrshindernis oder so“, rätsle ich vor mich hin. „Meinst du der ist eingeschlafen?“ Immer wieder muss ich daran denken, was mir zwei Deutsche vor ein paar Tagen über ihre Anreise nach Machu Picchu erzählt haben. Von ihrem Minibus-Fahrer, der sich ständig selbst mit der flachen Hand auf die Wangen schlug, um wach zu bleiben. Und an die Geisterfahrer vor zwei Tagen auf unserer eigenen Rückfahrt. Abwegig wäre diese Theorie zumindest nicht.

Nach all der Aufregung am frühen Morgen, schauen wir uns anschließend tatsächlich noch die „alternativen“ Rainbow Mountains an. Wir hatten hier ebenfalls mit regem Betrieb gerechnet, doch außer der Einmann-Tour von vorhin, einem weiteren Privat-Pkw und uns ist niemand da. Und auch das Wetter spielt heute deutlich besser mit als am Vortag. Wir machen eine kleine Wanderung entlang der einzelnen Aussichtspunkte und selbst der gestern noch so brummige Peter ist ganz begeistert von der Szenerie. Etliche verschiedene Farbfacetten zeigen sich entlang der Bergkulisse. Einziger Wehrmutstropfen: Die Rainbow Mountains sind erst seit einigen Jahren in all ihren Farben zu bestaunen. Zuvor waren die Berge schneebedeckt. Verantwortlich für die durch Oxidation entstandene Farbkulisse ist der Klimawandel, der den Schnee hat schmelzen lassen. Doch eine gute Nachricht gibt es auch: Ein Pärchen aus Cusco, das wir auf der Wanderung treffen, erzählt uns, dass das Gebiet vor nur drei Tagen zum Schutzgebiet erklärt wurde. Dieser Naturschutzstatus ist umso wichtiger, weil Großunternehmen Interesse bekundet hatten. Kein Wunder – wo der Boden so farbig ist, können Erdschätze nicht weit sein. Die sind nun aber erst einmal vor der Gier der Investoren geschützt.

Als wir zum Parkplatz zurückkehren, sind doch noch ein paar vereinzelte Tour-Busse angekommen. Peter und ich rätseln, ob sie auch den Schlenker über unseren Schlafplatz fahren mussten und wie lange der verunglückte Bus wohl noch die Straße blockieren wird. „Meinst du wir können an der gleichen Stelle Mittagspause machen oder ist das makaber?“, überlegt Peter. „Wenn der Lkw und die Leute weg sind, ja. Sonst finde ich das unangebracht.“ Für Peter ist die Frage, ob der Lkw weg ist, hinfällig. Für ihn stellt sich nur die Frage, wie lange er noch da liegt. Er hat Recht. Wenn man überlegt, wie unkoordiniert der Krankentransport verlief und dass auch erst nach zwei Stunden mal ein Polizist kurz vorbeischaute, wird es vermutlich Monate dauern, bis die Straße wieder komplett frei ist. Und solange man drum herum fahren kann, gibt es ja auch keinen Grund zur Eile. Dennoch bin ich gespannt, als wir uns der Unfallstelle nähern. Und Peru überrascht!

Wir kommen um die Kurve und trauen unseren Augen nicht. Der verunglückte Lkw steht beinahe wieder aufrecht. Vor ihm befindet sich ein zweiter Lastwagen mit einem Kran auf der Ladefläche, der gerade dabei ist, ihn weiter aufrecht zu ziehen. Hektische Bewegungen und Rufe in unsere Richtung machen klar, dass wir schnell zurückfahren sollen. Wenn der ziehende Lkw es schafft, sich mit seinem Anhängsel bergauf in Bewegung zu setzen, darf niemand im Weg stehen. Wir setzen also zurück und parken außerhalb der Rangierzone, denn dran vorbei kommen wir momentan nicht. Als wir wenige Minuten später zu Fuß zurückkommen, steht der Unfallwagen bereits auf eigenen Reifen. Wir sind beeindruckt.

Natürlich ist alles voller Kratzer und Dellen, aber auf den ersten Blick sieht der verunfallte Lkw nicht viel anders aus als die anderen altersschwachen Wagen, die hier rumfahren. Doch fahren kann der Lkw noch nicht. Er hat sein Öl verloren. Stimmt, irgendwas hatte heute Morgen ja auch gequalmt. An ihm vorbeifahren können wir auch immer noch nicht. Die bisherige Umleitung über unseren Ex-Schlafplatz wird nun vom zweiten Lkw versperrt. Da es nichts mehr zu gucken gibt und wir sowieso Hunger haben, beschließen wir, zurück zum Camper zu laufen und ein verfrühtes Mittagspicknick einzulegen.

Eine halbe Stunde später schauen wir erneut um die Kurve, um den neusten Stand der Dinge zu erfahren. Doch da ist nichts mehr zu sehen. Die Menschen und Fahrzeuge sind weg. „Die haben den tatsächlich ans Laufen bekommen!“, stellt Peter ungläubig das Offensichtliche fest. Damit hatten wir wirklich nicht gerechnet! Von unserem einst so idyllischen Camping-Spot ist ebenfalls nicht mehr viel übrig. Wo gestern noch stattgrüne Wiese war, ist nun nur noch brauner Matsch übrig. Und alles liegt voller Müll, ebenfalls leider typisch in Peru. Wir machen uns auf den Weg. Wenige Minuten später haben wir den Kranwagen eingeholt, kurz drauf dann den Unfallwagen. Er fährt tatsächlich wieder eigenständig durch die Gegend! Dafür, dass er gerade noch auf der Seite lag, ist der Fahrer ganz schön flott unterwegs... Wir können nur hoffen, dass die Genesung der Verletzten einen ähnlichen schnellen und unkomplizierten Verlauf nimmt!